

# GESCHLECHTERVERHÄLTNISSE IN OSTMITTELEUROPA NACH DEM ZWEITEN WELTKRIEG

## Soziale Praxis und Konstruktion von Geschlechterbildern

Die unter wissenschaftlicher Leitung von Prof. Dr. Claudia Kraft (Erfurt) organisierte Jahrestagung 2005 des Collegium Carolinum „Geschlechterverhältnisse in Ostmitteleuropa nach dem Zweiten Weltkrieg. Soziale Praxis und Konstruktionen von Geschlechterbildern“ (Bad Wiessee 17.-20.11.2005) steht in der Tradition der vom Deutschen Historischen Institut in Warschau veranstalteten Konferenzen zur Geschlechtergeschichte in Ostmitteleuropa, die das 19. Jahrhundert und die Zwischenkriegszeit abgedeckt haben.<sup>1</sup>

Die zu der Tagung geladenen ReferentInnen, ModeratorInnen und DiskutantInnen vereinten drei verschiedene Expertisen: die Geschlechterforschung, die Forschungen zum Staatssozialismus sowie zu Ostmitteleuropa. Dies erweiterte die Chancen kritischer Herangehensweisen, wie Susan Zimmermann (Budapest) in ihrem Einführungsvortrag erörterte. Zimmermann sieht im Zusammenkommen von mit marginalisierten Gruppen bzw. Regionen befassten Teildisziplinen – der Geschlechtergeschichte und der Geschichte Osteuropas – eine Potenzierung der Möglichkeiten, Universalismen, Normsetzungen, Blindstellen und Exklusionen zu dekonstruieren, die ihres Erachtens gezielt genutzt werden sollte.

In diesem Sinne wird der folgende Bericht zwei der Diskussionsstränge der Tagung vorstellen, um besagtes kritisches Potential auszuloten. Notwendigerweise geschieht dies aus der subjektiven Wahrnehmung der Verfasserin und ebenso notwendigerweise werden die Vorträge entlang dieser Diskussionsstränge vorgestellt, die Auswahl erhebt weder den Anspruch auf Vollständigkeit noch darauf, die Beiträge umfassend zu besprechen.

Eines der zentralen Themen der Tagung war die Frage nach Emanzipationsmodellen und -wegen. Immer wieder wurde über den Zusammenhang zwischen einer ubiquitären Ideologie der Befreiung der Frauen durch Erwerbsarbeit, wie sie in sozialistischen Staaten vorherrschte, und der Doppel- und Mehrfachbelastung durch Erwerbs-, Haushalts- und Familienarbeit, der Frauen ausgesetzt waren, dis-

---

<sup>1</sup> Siehe die Bände: *Kemlein*, Sophia (Hg.): *Geschlecht und Nationalismus in Mittel- und Osteuropa 1848-1918*. Osnabrück 2000. – *Gebmacher*, Johanna/*Harvey*, Elizabeth/*Kemlein*, Sophia (Hgg.): *Zwischen Kriegen. Nationen, Nationalismen und Geschlechterverhältnisse in Mittel- und Osteuropa 1918-1939*. Osnabrück 2004.

kutiert. Dana Musilová (Hradec Králové) wies in ihren Ausführungen über den Einfluss von bezahlter Arbeit auf Frauen- und Männeridentitäten in der Tschechoslowakei darauf hin, dass nur bezahlte Arbeit als „richtige“ Arbeit angesehen wurde. Beáta Nagy (Budapest) betonte dagegen, dass in Ungarn in den 1970er und 1980er Jahren Frauen auch in führenden Positionen nicht unbedingt erwerbstätig sein wollten und erklärte diese Beobachtung mit den traditionellen Einstellungen der ungarischen Gesellschaft bezüglich der Geschlechterrollen. Am Beispiel der Regionalkonferenzen der Kommunistischen Partei in der Slowakei (erste Hälfte der 1950er Jahre) konnte Marína Zavacká (Bratislava) zeigen, wie die Parteiversammlungen für die Gestaltung des Privaten genutzt wurden: Die Partei galt einerseits als familienzerstörend, da sie die Männer von der Familie fernhielt, wurde aber andererseits von den Frauen in Anspruch genommen, um über die Evozierung des aufrechten Kommunisten, der nicht trinkt und sich kümmert, die familiäre Moral zu stärken.

Obwohl diese Befunde auf den ersten Blick durchaus nicht neu oder unerwartet scheinen, so hat die Diskussion doch gezeigt, dass Erwerbsarbeit und Familie im Sozialismus spezifische Bedeutungen erlangten. Natali Stegmann (Tübingen) hob hervor, dass es weniger um die Frage gehe, wie belastet Frauen nun waren, als darum, dass die Diskurse über Emanzipation, Erwerbsarbeit und Doppel- oder Mehrfachbelastung auf die Unvereinbarkeit zweier Lebensbereiche verweisen. In dieser Hinsicht aufschlussreich war der Beitrag von Małgorzata Mazurek (Warschau) über die Geschlechterordnung des Schlangestehens in der Volksrepublik Polen. Mazurek berichtete über die Strategien von Frauen, in Lebensmittelschlangen eigene Gerechtigkeiten und Hierarchien herzustellen: Familie wurde zum Argument, das dort Ansehen, Anerkennung und Einfluss verschaffte, nicht Erwerbsarbeit oder Geschlecht. In der außerordentlichen Situation der Schlange verschoben sich die Wertigkeiten und Handlungsweisen und stellten so ein neues Verhältnis zwischen Erwerbsarbeit und Emanzipation her.

Ein zweiter wesentlicher Diskussionsstrang der Tagung betraf die Bild- und Diskursprache. Stegmann konnte am Beispiel tschechoslowakischer Verfassungstexte zeigen, wie Geschlechterdifferenzen in einem Diskurs der Gleichheit verankert wurden. Den Zusammenhang zwischen Abtreibungsdiskursen, Strategien des Alltags und subjektiven Perspektiven zeigte Małgorzata Fidelis (Stanford) für das Beispiel der Volksrepublik Polen zwischen 1945 und 1960 auf. Sie verwies auf die Interessenverbindungen zwischen Ärzten und abtreibenden Frauen, aber auch darauf, dass diese Verbindung eine Idealisierung von Mutterschaft stärkte, die Abtreibung nur im Kontext einer familiären Begründung zuließ.

Über die Schwierigkeiten der Vereinbarkeit von Diskurs und Lebensentwurf gaben die beiden Oral-History-Projekte von Dobrochna Kałwa (Krakau) und Andrea Pető (Budapest) Aufschluss, die mit Hilfe des Liminalitätskonzepts von Victor Turner ausloteten, wie Transformationen zu Unsicherheiten in den Ordnungsprinzipien der Lebensentwürfe führten. Vor dem Hintergrund verbreiteter negativer Stereotype gewannen für die arbeitslosen LandarbeiterInnen der ehemaligen Staatsbetriebe private Bereiche an Bedeutung, stellte das Fehlen von Erwerbsarbeit die gewohnte Geschlechterordnung infrage, ohne dass daraus Potential für die Emanzipation hätte abgeleitet werden können. Für die ungarischen und bulgari-

schen MigrantInnen verlor vor dem Hintergrund der Transformationen seit 1989 das Ordnungssystem Heimat und Diaspora an Klarheit und Relevanz.

Nimmt man beide Diskussionsstränge zusammen, so zeigt sich, wie Zuzana Kiczková (Bratislava) in ihrem Schlusskommentar betonte, dass die Geschlechterforschung einen komplexeren Zugang zum Zusammenhang von Politik, Staat und Alltag eröffnet. Kiczková verwies auf ein weiterhin bestehendes Desideratum der Forschung zum Staatssozialismus, nämlich eine differenzierte und vielschichtige Analyse der Beziehungen zwischen Staat und Gesellschaft, die nicht nur Familie einbezieht, sondern auch neue Konzepte der Beziehungen zwischen Öffentlichkeit und Privatheit entwirft. Im Unterschied zu dem klassischen Modell der Dichotomie, sprach Mazurek vom „Zwiebelprinzip“, um das Ineingreifen von Öffentlichkeit und Privatheit herauszustellen. Darüber hinaus sollten die Forschungen auch die Relevanz des Scheiterns von Lebensentwürfen, d.h. die Liminalität von Ordnungsdiskursen berücksichtigen. Der geschlechtergeschichtliche Blick verändert die den Systemen Staatssozialismus versus Demokratien zugeschriebenen Periodisierungen und Kategorien und wirft die Frage auf, inwiefern diese Art des Systemvergleichs weiterführend ist, will man den historischen Phänomenen auf der Ebene ihrer Wirkmächtigkeit auf die Spur kommen.

Umgekehrt haben die wiederholten Diskussionen um Erwerbsarbeit, Emanzipation und Doppelbelastung auf ein Desideratum der Geschlechterforschung aufmerksam gemacht, nämlich auf eine systematische Historisierung von Emanzipationskonzepten im Bezug auf staatssozialistische Gesellschaften sowie auf die Notwendigkeit, strukturelle Veränderungen in den Beziehungen zwischen Staat, Politik und Alltag in die Kategorienbildung einzubeziehen.

Resümierend kann festgehalten werden, dass sich das kritische Potential einer doppelten Dezentrierung (Zimmermann) als fruchtbar erwiesen hat. In der Diskussion konnten die Ergebnisse vielfältiger und aufschlussreicher Forschungen zusammengeführt und konzeptionalisiert werden. Daraus ergaben sich auch einige Forschungslücken, insbesondere die Feststellung, dass allzu oft Frauen- statt Geschlechterforschung betrieben wird und dass eine stärkere Berücksichtigung der Körpergeschichte notwendig ist, gerade dann, wenn mikrohistorische Analysen eingefordert werden, um die Beziehungen zwischen Subjektivität, Institution, Norm und Bild herauszuarbeiten.